Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

München
Okt. - Dez. 1996
30. Jahrgang, Nr. IV

Jürg Laederach

Dienen, bitte nochmal dienen

Übersetzen zwischen Legende und Nichtlegende (zum Paul-Celan-Preis 1996 für Angela Praesent)

Es war einmal eine Zeit, fast im Märchen, da waren die Übersetzer frei und entwickelten Fähigkeiten, von welchen sie heute träumen, um sie im selben Atemzug abzuwehren. Sie waren Schauspieler und traten in Komödien auf, selten in Tragödien. Sie hiessen, gerade wegen der speziellen Talente, nicht Übersetzer und taten überhaupt etwas leicht anderes, ja es käme ausser einem Verrückten niemand auf den Gedanken, sie für Übersetzer zu halten. Ich greife einen prominenten Fall heraus; der Übersetzer hiess Truffaldino; einerseits einer, der trüffelt, von dessen Mund goldener Pastetenteig abblättert, andrerseits einer, der trickst, sodass zu allen Gelegenheiten bei seiner Übersetzung etwas Schönes herauskommt.
Kurz betrachten, worum es bei diesen Vorfällen der Vergangenheit und des Märchens - was oft dasselbe ist - im Unterschied zu der seither vollzogenen Entwicklung ging. Truffaldino übersetzte nicht von einer Sprache in die andere, sondern von der seinen in die seine: dies erlaubte ihm bessere Kontrolle des Gesagten, anders gesagt, bessere Steuerung. Wir sehen in dem prominenten Früh-Übersetzer einen Herren über sämtliche lauteren und vertricksten Mittel der Sprachübertragung zugunsten des eigenen Fortkommens: Der sogenannte Diener setzt sich, Rede betreffend, noch vor dem Textautor als höchsten Entscheidungsträger ein. Er darf im Leben nur gehorchen, sonst aber absolut bestimmen, wo der Text als nächstes hingeht. Wir steuern damit auf Reim und Stabreim des bekannten 'Traduttore-Traditore' zu. Truffaldino, unsterblich durch die frühe Hollywood-Comedy 'Der Diener zweier Herren' unter dem Script von Carlo Goldoni, wählte den Verrat an der Genauigkeit, um sich - und damit sein Stück Palaver - genau berechnet weiterzubringen. Ähnlich wie der heutige Übersetzer, dessen Progress und Lähmung wir später behandeln, war Truffaldino Diener zweier semantischer Herrensysteme, und da Goldoni nicht die abstrakte Semantik auftreten lassen wollte, kleidete er das Ganze in ein heiratsvermittelndes Unternehmen. Truffaldino erzählt jeweils der Partei des/r einen Herrn/Herrin das Günstigste über die erotischen Empfindungen der anderen Partei und bringt gleichzeitig die Antworten zu Finanzfragen und sonstigen Forderungen mit den Erwartungen der anderen Partei in Einklang, dies ganz unabhängig von den tatsächlichen Antworten. Ja, unser Traditore ist sein eigenes sprachliches, damit auch politisches System. Er braucht nur noch Gesprächspartner; einen, der spricht und der auf einen Übermittler zur Mitteilung, einen der zuhört und der auf einen Helfer beim Zuhören angewiesen ist.

Würde in der heutigen, genau und langweilig gewordenen Zeit der Sprecher seine Botschaft via den Übermittler dem Hörer exakt zuleiten, so schwang sich im Märchen der Übermittler, nominell 'Diener', zum Dominator der Mitteilungen schlechthin auf; deren einziges Erfindungs-Kriterium war die vermutete Günstigkeit, Annehmlichkeit und Schönheit für den Empfänger: der Übersetzer war das, was ich in gemässigter Form noch immer in ihm sehe; ein reiner Mittler, Vermittler, Peacemaker und ein Hersteller der Vorteile, die die Sprachverfertigung - belastet mit ihren schlechten Botschaften, wie wir wissen - von sich aus nicht bietet. Die Technik der Gebietsverschönerung, dies muss man zugeben, lässt sich sowohl bei Übersetzungen innerhalb derselben Sprache wie auch bei solchen von Sprache zu Sprache anwenden.
Truffaldino, 'empfindlich in Fragen der Ehre', aber das erfindet er wohl auch, durchlebte eine schmutzige Viertelstunde, wenn die semantischen Herrensysteme, gegen Ende des Märchens, direkt, ohne Übermittlung, miteinander zu sprechen begannen und bemerkten, dass sowohl Rede wie Zuhören ohne Helfer ganz andere Ergebnisse brachten. Die vorherigen, getrüffelten, waren aber so angenehm gewesen, dass allein ihre Überzeugungskraft die Herren auf die Linie der inzwischen regierenden Arrangements einschwenken liess, und Truffaldino, der Trickster, stand am Schluss zwischen verschiedenen gestifteten Ehen und neuverteilten Vermögen als Sieger da. Vice Rewarded; die belohnte Unmoral; aber Sie wissen, Hollywood-Comedies von Goldoni mit Danny de Vito müssen gutenden.

Liebe Angela Praesent; Sie leben in der Epoche, wo der Übersetzer bereits streng an den Urtext gebunden ist und seinen Kurswert von der Genauigkeit abhängen, wo nicht direkt am Seil von ihr herunterhängen sieht; und Sie wissen am ehesten von uns allen, dass der nicht endende Disput über die Art dieser Bindung nichts an ihrer Strenge ändert. Niemand glaubt, dass Sie mit Harold Brodkey eine Hollywood-Comedy übersetzten. Sie wissen aber, dass das Beispiel Truffaldino, als Beispiel unmittelbarer Triebbefriedigung mittels immediater Neufassung des Urtexts durch den Übersetzer, uns alle, die wir je ein Buch übertrugen, ständig heimsucht. Als erstes schreiben wir, was wir zu übersetzen uns anschicken, neu, erstens damit es uns zum Übertragen besser liegt, dann auch, weil wir es, bei jener genauen und wie in Zeitlupe dem Text nachfahrenden Betrachtungsweise, die bei Übersetzung erforderlich ist, nach Studium ja doch bereits besser können und nach kurzer Zeit mehr vom Urtext verstehen als dessen wahrer Autor.
Wir könnten auch jederzeit jede Menge Zusätze einbauen, die uns bei Autor und Publikum beliebt machen würden, unserer Karriere weiterhülfen - hätte die Epoche nicht beschlossen, dass sie just dies besonders streng ahndet.
Die Epoche, heimgesucht von zahllosen Paradoxa, muss sich ohnehin fragen lassen, ob sie nicht inmitten ihrer Tonnen von übersetzten Büchern den Übersetzer am liebsten loswürde. Ja doch, dies ist ein mich nicht loslassender Theorie-Zipfel, dass der - gemäss welchem Kriterium immer - höchst genaue Übertrager von einer Sprache in die andere mit dem letzten Übersetzungswort so etwas wie die eigene Überflüssigwerdung mitsigniert.

Verrücktheit, ich weiss; ich beobachte und empfinde bloss. Mit der puritanisch-asketischen Treue zum Urtext schreitet die Enttrüffelung des Berufes mit grossen Schritten voran. Er verkargt sich präzise, in jeder Beziehung; leider übernehmen die anerkennenden Instanzen diese Kargheit nicht als Qualität und

Leistung, sondern machen aus ihr den neuen Masstab ihrer Anerkennung.
Der Übersetzer scheint, Schrift betreffend, von einem Entscheidungselement ausgeschlossen zu bleiben. Er darf alles, nur nicht bestimmen, wo der Text als nächstes hingeht. Er gerät in ein entsetzlich arbeitsaufwendiges Beifahrersyndrom; und vermeidet er es, wird es ihm zugeschrieben. Dieses Ausgeschlossensein vom voluntaristischen Dirigismus über die Text-Progression hat des Übersetzers passiv erlittene Rangverweigerung bisher begründet.
Das Schönste am Übersetzer, leider und dummerweise geheim, ist sein Zweiter Sprachdiskurs, der sich um den ersten des Autors windet. Eigentlich spricht der Übersetzer den Urtext zum Schluss nur in seiner Sprache nach; es ist aber das zum exakten Nachsprechen führende sinnabschnittweis wortlutschende Vorrücken, das dem Autor etwas hinzufügt. Bedauerlich, dass nur das Nachsprechen - unterm Namen Übersetzung - publiziert wird und dass dem Gehorsamen seine vorgeschriebene Beschränkung sofort angelastet wird mit: Du sprichst ja bloss nach; hier, Papagei, für die Wahrheit ein Körnchen.

Ich komme, liebe Angela, zu den Gründen meiner, unserer Bewunderung. Mit dem Werk Harold Brodkeys, beziehungsweise der Absicht, es gesamthaft zu übersetzen, standen Sie vor einer Bergflanke ungeahnter Dimensionen. Mangel an Fitness und eine gewisse Spazierschwäche machen, dass ich einen Vergleich aus zweiter Hand beiziehen muss: als ich neulich einen Film über eine, nebenbei gesagt tödliche, Mount-Everest-Besteigung sah, war ich, wie alle, die nicht real mitmachen können, intensiver mit dabei als die echten Besteiger und gewann ein Gefühl für die selbst im kleinsten unvorstellbare Ausdauer, welche die Überwindung dieser endlosen Halden erfordert, von welchen jede ohne Aufhören von einer nächsten, ebenso endlosen Halde gefolgt wird. Zuoberst - dies wissen wir aus Ludwig Hohls „Bergfahrt", deren Klimmzüge auch wieder Jahrzehnte dauerten - harrt der Gipfel oder das, was davon bei Erreichung noch übrig ist. Ich spreche nur vom Berg: er blieb zwischen Pracht und Niedertracht, Grossartigkeit und grosser Art stecken.
Ich zitiere mich selber: „Das Durchqueren der ansteigenden Ebenen bringt den Tod. Die Chronik eines angekündigten Todes verläuft immer nach Fahrplan. Das Gerüst steht zu Anfang, es wird unausweichlich zum Schluss etwas Schreckliches geschehen, der Leser steckt im Tunnel, aus dem es nur eine Öffnung gibt: das Ende. Dieses ist gleichzeitig die Erlösung aus der Situation, die keiner miterleben will; seine Bestrafung, nämlich den Tod des ankündigenden Sterbenden miterleben zu müssen, fällt mit seiner eigenen Befreiung von dessen Lage zusammen. Schlechtes Gewissen ist die Folge, die wirksamste vorstellbare Langzeit-Züchtigung. Harold Brodkeys Aids-Journal ist eines jener Bücher, die nicht glücklich machen und Restglück zerstören."
Harold Brodkeys Tagebuch Meines Todes, zu dem dies ein Versuchs-Anfang war, ist das Gegenteil einer Vertrüffelung. Wären Sie, liebe Angela, Vertreterin jener alten, die Annehmlichkeit suchenden Übersetzerschule, Sie hätten aus diesem Journal den Text einer Geburt, eines Erwachens zum Leben und einen allmählichen, erfolgreichen Berufseintritt herausgelesen und vermittelt. Sie hätten uns schon vorher, zum Beispiel in dem venezianischen Freundschaftsbuch, dem Hohelied sowohl absoluter Nähe wie ihrer Schrecken, folgenden wiederum todesfernen Satz erspart und ihn in eine Kosmetikfarm eingewiesen. „Die Geschlechtsteile einer Person sind keine Symbole, obwohl sie oft als solche betrachtet werden. An Onni, wie auf andere Weise auch an R., war das seidige phallische Raunen etwas Anziehendes, wie eine Erzählung und höflich, doch sexuelle Höflichkeit ist eine sonderbare Sache. Ich glaube, dass beide mir - eine Zeitlang -Beachtung schenkten, verdanke ich meiner Null-Effekt-Brutalität..." - Vor der Behandlung des Satzes durch die Verannehmlichungstechnik wüsste man gern, ohne an der Wiedergabe-Genauigkeit zu zweifeln, was eine Nulleffektbrutalität ist, wärs auch nur, um sie entweder moralisch zu verurteilen oder selber hineinzuschlüpfen. Dazu, und zu der Weisheit eigener Überlegungen, müsste man allerdings den Autor selber befragen, der sich bereits entzog.

Ich denke mir, die grösste Energie musste die Übersetzerin gegenüber der obessionellen Qualität der Brodkey-Texte aufwenden, einerseits um sie wiederzugeben, andrerseits, um ihr nicht selber zu erliegen. Es ist neben dem Verdienst, den ganzen Berg herübergebracht zu haben, eine zweite Tugend, über dem Transport nicht wahnsinnig geworden zu sein. Kaum ein anderer Autor ist so besessen... auch er wiederum übersetzend!... von der epischen Gigantisierung eines nicht gerade streichholzschmalen, aber doch von den Realdimensionen her höchst natürlich bemessenen Universums.

Auftritt eine, sagen wir mal, Familie; ein die minimal wenigen Figuren wie ein Eisenband aneinanderschmiedendes Gruppengesetz absoluter Nähe; eine von einer bis in den organischen Gewebekern, tiefer, bis in die Identitätszentren, von Einswerdung, Verschmelzung, Ichgrenzaufhebung bedrohte Kleingemeinschaft; ihrer von Figur zu Figur weitergebenen Unfähigkeit, anders zu sein als Nebenmann und Nebenfrau, wird vom Autor mit unerschöpflichen, detailversessenen Beschreibungen zu begegnen versucht, ohne messbaren Erfolg. Das Kindermädchen, so sagt uns unser klassisches Lesetraining, muss wer anderes sein als die Schwester, da bei beiden zu eigener Identitätsgebung ausgeholt wird. Doch unser Informationswissen gibt uns zur Differenzierung, ebenso wie bei den anderen Figuren, wenig in die Hand.
Die masslose Produktion des Autors - und dieser Wahnsinn kann die durch ihre grösste denkbare *carezza*, ihr verlangsamtes Zeitlupen-Lesen zur Text-Obsession neigende Übersetzerin leicht anstecken - die masslose Produktion des Autors ist über weite Strecken nichts anderes als lustvolle, bisweilen verzweifelte Unterschieds-Erzeugung, der Versuch, die aquinatische 'differenzierende Eigenschaft' für die mehreren unverwechselbaren Figuren doch noch herzustellen. Es glückten ihm, im hergebrachten Sinne unverwechselbar, doch eigentlich nur Mama, Papa und die eigene Schwester. Deren Subkapitel 'Nonie' in der 'flüchtigen Seele' verdiente, als eigenes Buch herauszukommen.

Am unverwechselbarsten, eigenläufigsten durch extreme Varietät, ja mit sämtlichen Unterschiedlichkeiten der anderen vampirisch vollgesogen erscheint nur Brodkeys Alter Ego Wiley, wie denn das ganze, nach Art eines Vexierbildes epische Breite vorgebende Riesenwerk um dieses ausdehnungs-verfallene und alteritäts-süchtige Ich kreist. Darin, in diesem egelhaften - kommt von Blutegel, nicht von Ekel! - Vollgepumptsein mit sich selber unterscheidet sich dieses Ich auch grundsätzlich von den - meine Auswahl - drei anderen, die der Vergleich herbeiholt: dem des Anton Reiser, des Marcel Proust, des Hans Henny Jahnn.

Sie, liebe Angela, haben sich - über Ihre private Befindlichkeit kann ich nichts sagen - zumindest in dem, was man deutsch und öffentlich liest, gegen diese zusätzliche Helastung, gegen die immer mitspielende Vexation durch den manisch in die Ferne schweifenden Solipsismus des Autors nicht nur immunisiert - Sie haben der ganzen unter Druck stehenden und oft bedrückenden Sprachgewalt - I mean linguistic violence - in der Übertragung ein zusätzlich temperierendes, cool rationalistisches Element beigefügt; Sie konnten die ganze still-liegende, dann wieder vulkanisch eruptive Unendlichkeit, so meine ich zu lesen, in Richtung Robert Musil verschieben. Ihr diesbezüglicher Verrat verriet mir, wie offenbar auch anderen in unserer heiss geliebten Familie, Ihre Tugenden. Womöglich war das Ihre truffaldinische, alles mit knappen Mitteln unbeschönigend verschönernde Leistung; eine Rückkehr zum Märchen als: gelassen nachvollziehbare tödliche Komödie.

Kristiane Lichtenfeld

Betrogene Medea und ewige Freiheitssehnsucht

Das Literaturland Georgien in schwieriger Selbstfindung

Erst nach meiner Zusage, einen Beitrag über georgische Literatur zu liefern, wurde mir der Anlaß der Sendung recht bewußt: 20 Jahre Kulturaustausch zwischen dem Saarland und Georgien. Ich aber bin Ost-Berlinerin, habe während der achtziger Jahre in der DDR als literarische Übersetzerin u.a. georgische Literatur in deutscher Übertragung veröffentlicht, in inzwischen nicht mehr oder nicht mehr mit dem alten Editionsprofil existierenden Verlagen - vor allem im Verlag Volk und Welt, Berlin. Zwischen beiden Regionen liegt nicht nur eine geographische Entfernung, sondern ein nicht unbedeutender Unterschied an - auch schon verflossenen - Möglichkeiten. Seit 1990 konnte ich in Deutschland kaum mehr Georgisches publizieren. Was uns also heute eint, ist nicht nur die Liebe zu Georgien, sondern auch der gemeinsame verstopfte Buchmarkt und der übersatte Konsument und Käufer Leser. Tatsachen jedenfalls, die Verleger nicht eben ermutigen, sich für unbekannte Namen aus kleinen, unbekannten Ländern zu engagieren.
Ich konnte nur wählen - den Beitrag entweder doch absagen oder aber die Sache, so gut es geht, heute sozusagen gesamtdeutsch sehen, und habe mich für letzteres entschieden. So gut es geht - denn von den Aktivitäten der Saarländer weiß ich nur, daß sie vielfältig waren, es gab in den letzten zwei Jahrzehnten einen regen Austausch von Leuten der Literatur, des Theaters etc., viele Reisen also und viel gegenseitiges Kennenlernen. Ein Band mit seinerzeit „Neuer Poesie aus Georgien", 1978 in der Saarbrücker Druckerei erschienen, war eine Frucht davon. Von einer Anthologie georgischer Erzählungen ist mir bewußt, daß eine solche über lange Jahre ernsthaft und sorgsam vorbereitet wurde, was wurde aus ihr?

Nicht nur Deutschland war in den letzten Jahren tektonischen Bewegungen unterworfen, ebenso ist es, sicherlich noch tragischer, Georgien. Angesichts der zerfallenden Sowjetunion nutzte das Land die Chance, sich einen Traum zu erfüllen, und erklärte 1991 seine Unabhängigkeit. Danach stürzte es in Bürgerkriege, in den blutigen Abchasienkonflikt, und nach der jähen Herauslösung aus dem Versorgungsverbund des Großreiches ringt es heute mit den elementaren Nöten fehlender Energie und Nahrung. Der Preis der Freiheit ist hoch...
Der Traum von ihr ist ein lange gehegter... Vielfältig spiegelt er sich in der georgischen Literatur, ist ein „Überthema". Eine bis weit in unser Jahrhundert wiederkehrende Figur ist der Rebell der Kaukasusberge als Sinnbild des Freiheitswillens. Micheil Dschawachischwili zum Beispiel, der 1937 in Stalins Lagern umgebrachte Schöpfer des satirischen Romans „*Kwatschi Kwatschantiradse*" (dt. „*Das fürstliche Leben des Kwatschi K.*") über einen Hochstapler und Antihelden der Revolutionszeit, schrieb Anfang der dreißiger Jahre einen historischen Roman über Arsena, den authentischen Anführer eines Bauernaufstandes im vorigen Jahrhundert, der mit seinen Anhängern in die Berge flüchtet (deutscher Titel des Romans: „*Die Geächteten von Marabda*"). In den siebziger Jahren griff Tschabua Amiredschibi das Thema noch einmal auf - in seinem auch verfilmten Roman „*Data Tutaschchia*", der am Ende des vorigen Jahrhunderts spielt. Data ist eine Kunstfigur, darf aber als Subsumierung vieler Prototypen des „edlen Räubers", Abrage genannt, gelten, und die Spannung des Romans gründet sich auf einen besonderen Kunstgriff: Data hat einen Doppelgänger, Muschni Sarandia, einen Cousin, der ihm aufs Haar gleicht. Während Data als junger Mann ins gesellschaftliche Abseits gerät - er erschießt im Duell einen russischen Offizier und entzieht sich der Strafe durch Flucht in die Berge - , macht Cousin Muschni dank seiner Intelligenz und seines satanisch-korrekten Eifers eine steile Beamtenkarriere bei der russisch geleiteten Gendarmerie, und natürlich ist es für ihn eine lebensbegleitende Aufgabe, seinen mit dem Gesetz in Konflikt lebenden, vom Volk aber geliebten und unterstützten Cousin Data aufzuspüren. Mit dem Doppelgängerkniff teilt der Autor ein Wesen in zwei Seelen, in den Widerspruch von - scheinbar - irrationalem Freiheitsbegehren und vernunftgemäßer Anpassung. Wo die Sympathie liegt, ist völlig klar.

Ebenfalls in den siebziger Jahren erscheint in der Prosa ein sehr eigenwilliges Talent mit *seiner* Variante des Themas „Trauma Rußland" - der bis dahin bereits als Lyriker bekannte Otar Tschiladse. Er setzt in der Mythologie an...
Medea - noch heute tragen Georgierinnen diesen Namen. Wir kennen ihn aus der Argonautensage der Griechen, aus der Tragödie des Euripides, aus Grillparzers Dramentrilogie usw. Der Stoff gelangt bis heute in Mitteleuropa auf die Bühne, Christa Wolfs neuer Roman widmet sich dieser Gestalt.
Vergleichbar etwa dem eigentümlichen Erlebnis, Brechts „Kaukasischen Kreidekreis" auf der Bühne des Rusthaweli-Theaters in Tbilissi zu sehen, „vor Ort" des Parabelhaften entkleidet und unerwartet eine konkrete Geschichte aus Fleisch und Blut, ist die Begegnung mit Medea in einem georgischen Roman, in „*Ein Mensch kam daher*". Otar Tschiladse, der Autor, verweist im Gespräch darauf, daß der Stoff in Georgien schon mehrfach aufgegriffen wurde, von Akaki Zereteli beispielsweise in einem Stück, auch in der Volksdichtung findet man Medea.
„Meine Medea", sagt Tschiladse, „ist das Symbol der ewigen Jugend - der Naivität, Schönheit, Zartheit. Sie will keineswegs zu der literarischen Figur eines Euripides in Opposition stehen, jedoch ist dieser Teil der Medea bisher weniger beachtet worden. Mein Roman zeigt die Medea, die sie bis zum Eintreffen der Griechen war - ein gewöhnlicher lebendiger Mensch, ohne alles Magische. Sie vermag zu lieben und um der Liebe willen Taten zu begehen, für die sie später leiden muß. Für mich ist sie eine große Heldin, eine, die für ihre Handlungen einsteht... Medea behält im Roman ihre Züge - sie verrät den Vater, stürzt ihr Land ins Unglück, verrät den Bruder. Ihr Tun war sogar ein bewußter Schritt, bei dem sie die Liebe über alles stellte - ein Schritt, der ihre Heimat teuer zu stehen kam, nun schon Jahrtausende hindurch."

Der Rückgriff auf den Mythos ist zugleich stolzes Bewußtsein der langen eigenen Geschichtlichkeit. Tschiladses weitere Romane offenbarten es - hier wurde eine Konstruktion, ein Gebäude errichtet: Tschiladse bekennt seine Absicht, eine „Seelenbiographie" des georgischen Volkes zu schreiben. Von der Antike unternimmt er einen riesigen Sprung in das Georgien des 19. und 20. Jahrhunderts, als das Land bereits russische Kolonie war. Die Romane „*...daß mich totschlage, wer mich findet*" und „*Das Eiserne Theater*" (deutsch bei Volk und Welt 1983 und 1988) sind in dieser Zeit angesiedelt. In poetischer, dichter Sprache voller Bilder und Assoziationsketten wird das Erleben georgischer Großfamilien - eine noch heute typische soziale Struktur - geschildert, wird ein vielschichtiges Geflecht aus Leidenschaften, aus den Gegensätzen Liebe-Haß, Treue-Verrat, Selbsttreue-Identitätsverlust, Rebellion-duldendes Harmoniestreben gewoben.

Tschiladse sieht seine Bücher nicht als historische Romane. „Ich will darin das Gemeinsame der Zeiten spürbar machen", erläutert er, „ zeigen, daß die Menschen zur Zeit von Aietes genauso lebten wie zur Zeit von Nikolaus II. Die Helden unterscheiden sich nach ihrem Denken, ihrer Gesittung, ihrem Charakter nicht. Ich beschreibe nicht ihre Kleidung, mich interessiert die innere Zeichnung. Es geht um Geschichte ganz allgemein. Ich entwerfe den Geist der Epoche. Neben Fakten, die ja historische Ewigkeiten sind, gibt es noch die Ewigkeit des Vergänglichen, der menschlichen Leiden und Leidenschaften: all dessen, was scheinbar mit dem einzelnen Menschen endet - ein Irrtum, denn alles dies geht von einem Menschen in den anderen über und wiederholt sich endlos. Medea lebt ihrer Liebe und leidet an ihr wie z.B. Nato im '*Eisernen Theater*'. Eben diese Ewigkeit des Vergänglichen zu beschreiben, ist meine Aufgabe."

Tschiladses neuester Roman mit dem Titel „*Awelum*" wird den

großen Entwurf der „Seelenbiographie" abschließen, er ist bereits in der unmittelbaren Gegenwart angesiedelt, zwischen dem 9. April 1989, dem Tag, an dem die Demonstrationen vor dem Regierungsgebäude in Tbilissi von russischen Sondereinheiten blutig beendet wurde, und dem sogenannten „Weihnachtskrieg" 1991, als es in Tbilissi zum Regierungswechsel kam. „*Awelum*", ein sumerisches Wort, ist der Name des Helden - er bedeutet „*vollwertiger freier Bürger*". Ein programmatischer Name und Titel also, der eine interessante Auseinandersetzung mit dem Thema „neugewonnene Freiheit" erwarten läßt. Leider verzögert sich das Erscheinen des Buches aufgrund materieller Schwierigkeiten - eine Normalität heutzutage.

Rußland, am Ende des 18. Jahrhunderts angesichts einer islamischen Übermacht als starker christlicher Beschützer gerufen, entlarvte sich schon bald als gewöhnlicher Eroberer, der darauf aus war, jegliche kulturelle Identität - Sprache, Kunst, Schulen, kirchliche Eigenständigkeit - in Georgien auszulöschen. Enttäuschung und Verfluchung des Okkupanten waren die natürliche Folge. Aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien da auch ein anderes Rußland - das der demokratischen Ideen. Wer von den Georgiern an einer Universiät studieren wollte, mußte dazu nach Sankt Petersburg fahren. Von der damals älteren, konservativen Generation wurden solche Leute verächtlich „Tergdaleulebi" genannt - „Terek-Trunkene", der Terek ist ja der Fluß, der den Nordkaukasus hinunter gen Rußland fließt. Auf Bildung begierig, tranken sie also vom Wasser des Feindes und Eroberers, was sie aber aufnahmen und in ihre Heimat mitbrachten, waren die in Rußland aufkommenden Ideen der Aufklärung, der Sozialkritik, der Demokratie...
Ilia Tschawtschawadse, den man später als den „Vater der Nation" verehrte, studierte in den sechziger Jahren in Sankt Petersburg, dort auch schrieb er seine ersten Prosawerke, darunter die Groteske „*Kazia-adamiani?*" (*Ist das ein Mensch?*). Arthur Leist, Zeitgenosse und deutscher Freund Tschawtschawadses, schrieb: „Dieses Werk klang wie ein Weckruf zu einem neuen Leben und rüttelte die in ihren feudalherrlichen, mittelalterlichen Schlummer versunkenen Landsleute des Dichters zu einem bitteren Erwachen auf."
1987 feierte Georgien seinen im Jahre 1907 von unbekannten Kräften ermordeten „Vater der Nation" in internationalem Rahmen. Literaturwissenschaftler, Verleger und Übersetzer aus aller Welt waren eingeladen, um sein Werk neu zu betrachten. Es war ein von den Georgiern bereitetes Fest, die vorläufig wohl letzte Gelegenheit, sich ihrer Tradition gemäß als überwältigende Gastgeber zu erweisen.
Die genannte Groteske, 1991 darum nicht deutsch erschienen, weil der betreffende DDR-Verlag erlosch, wird nun im Juli diesen Jahres auf den Buchmarkt kommen - unter dem Titel „*Die vertauschte Braut*", herausgegeben von Leonhard Kossuth, der als Verleger im Verlag Volk und Welt viele Verdienste um die deutsch erschienene georgische Literatur der letzten Jahrzehnte hat. Sein dem Tschawtschawadse-Text beigefügter Essay läßt die Konferenz in Tbilissi noch einmal lebendig werden, führt in das Gesamtwerk des Dichters, Publizisten und Aufklärers ein und sagt speziell zu der Groteske: „Als meisterliches Frühwerk entstand sie in der Endzeit der Leibeigenschaft in Georgien. Mit welchem Einfallsreichtum, welcher ironischen Bewunderung und Wärme gestaltet Ilia Tschawtschawadse die in ihrer Anmaßung und Dummheit komischen Selbstwertäußerungen von Fürst Luarsab Tatkaridse und Fürstin Daredschan! Die in der Originalüberschrift gestellte Frage beantwortet sich da, wo jeder Dialog zum Scheindialog wird, jede Handlung, sogar Brautwerbung und Hochzeit zum Schwank geraten, von selbst. Einen I-Punkt auf den Ausdruck sozialer Überlebtheit der Noch-Leibeigenenherren setzen die nachsichtig-spöttischen Repliken der Noch-Leibeigenen, als Luarsab und Daredschan die ‚Hellsicht' der Wahrsagerin bestaunen." Tschawtschawadse selbst, der sich als Aufklärer für ein georgisches Schulwesen, ein Theater einsetzt, der die Zeitschrift „Iweria" herausgibt, nennt die selbstgefällige Zufriedenheit eine „tödliche Krankheit des Menschen" - und hat damit vor allem die Führungsschicht, den Adel im Blick, der seine gesellschaftlichen Pflichten nicht erfüllt.

Tschawtschawadse brachte viel Ratio in das georgische Geistesleben ein, er und andere „Tergdaleulebi" zeigten Georgien einen neuen Weg des Anschlusses an die Welt, an Europa - den über Rußland. Und bis heute, das ist spürbar, richtet sich der georgische Widerwille gegen Rußland allein gegen den Okkupanten, nicht gegen die russische Kunst und Kultur - sie wird verehrt wie jede Weltkultur.
Wenngleich das Trauma Rußland die georgische Seele übermächtig zu belasten scheint, lohnt ein kurzer Blick tiefer zurück in die Jahrhunderte: Das Nationalepos des Schota Rusthaweli, „*Der Recke im Tigerfell*", aus dem 13. Jahrhundert stammend und im Jahre 1712 erstmals gedruckt, ist ein Großwerk des Humanismus und ein Spiegel kosmopolitischen Geistes. Es entstand in Georgiens Blütezeit, als die Welt noch offen war - der Schauplatz der ritterlichen Abenteuer reicht von China bis nach Arabien. Rusthaweli wird bis heute lebhaft zitiert, der ritterlich-humanistische Moralkodex gilt bis heute fort.
Kosmopolitischer, farbiger Handelsplatz zwischen Europa und Asien ist Tbilissi auch in dem Buch des Dichters Iosseb Grischaschwili „*Die literarische Boheme des alten Tbilissi*". Das Buch, übrigens der Anregung des georgiendeutschen Karikaturisten Oskar Schmerling gedankt und 1927 erstmalig erschienen, macht das Tbilissi der Handwerkerzünfte, der Märkte, der gegensätzlichen Tbilissier Figurentypen, des ritterlichen Karatschocheli und des plebejischen Spaßvogels Kinto lebendig, vor allem deren - außerhalb alles Akademischen stehenden - Alltags- und Gelegenheitspoesie. Nicht nur georgisch wird hier gedichtet, auch armenisch, persisch, aserbaidshanisch. Tbilissi ist ein Schmelztiegel der Sprachen und der Poesie. Volksfeste mit ihren Riten verspotten die vielstämmigen Eroberer, besonders den jeweils gegenwärtigen. Badetage in Tbilissis berühmten Schwefelbädern werden ebenso geschildert wie georgische Hochzeitsbräuche - und auf der Aussteuerliste der Bräute jeden Standes befinden sich unbedingt Bücher aus den Schätzen georgischer Literatur...
Der Wiederaufbau der verfallenen Tbilissier Altstadt in den siebziger Jahren, wo - stolz betonen es die Georgier - die georgische und die armenische Kirche, die Moschee und die Synagoge stets friedlich beisammenstanden, der Aufbau auch der alten großen Karawanserei ließen einiges von dem vorrussischen Tbilissi erahnen.
Die deutsche Übersetzung des Grischaschwili-Buches liegt leider noch als Wendeopfer in der Schublade, denn der DDR-Verlag, der es drucken wollte, ging ein.

Im November 1994 besuchte ich nach 5 Jahren Zwangspause wieder Tbilissi: Eine Stadt ohne Strom, Heizung, Gas, Wasser, nach der Loslösung von Rußland von jeder Versorgung abgeschnitten. Neben der Gangway auf dem dunklen Flugplatz Soldaten mit MPi's, das Auto der Freunde fährt durch eine Geisterstadt. Es ist hier schon schlimmer zugegangen in den letzten Jahren, heute ist es bereits weniger gefährlich, und bei Tageslicht herrscht fast normales Treiben auf den Straßen - vielmehr auf den Bürgersteigen, denn man geht zu Fuß, der öffentliche Verkehr ist zusammengebrochen, die wenigen privaten Linientaxis sind zu teuer und dennoch überfüllt. Viele Schulen wurden geschlossen, wer noch Kerzen im Hause hat, ist gut dran. Auf den Märkten - regulären und Schwarzmärkten - wird alles gehandelt - gegen russische Rubel, möglichst aber gegen Dollars, die georgischen Kupons gelten nichts.
Geistiges Leben? Es fehlt jeglicher Informationsfluß, früher gab es russische Zeitschriften aus dem Bereich der Kultur und der Wissenschaft, heute gibt es nichts, weder aus Rußland noch aus Westeuropa. Keine Mittel.

Und doch geben nicht alle auf. Theater spielen hin und wieder, am Tage, auch damit der Heimweg sicherer ist.
Sensationelles in der georgischen Literatur im Angesicht der

„Freiheit" ist bisher ebensowenig da wie im Osten Deutschlands. Das hätte ja auch schon in der Perestroika-Zeit auftauchen können, außerdem war es in dem von der Zentralmacht schwer kontrollierbaren Georgien schon immer etwas liberaler zugegangen. Die Auseinandersetzung mit dem Stalinismus hat hier keinen solchen Stellenwert wie in Rußland, obwohl gerade Georgien viele Opfer zu beklagen hatte. Immerhin bezeugt Grigol Robakidses *„Gemordete Seele"* schon am Anfang der dreißiger Jahre ein frühes Aufgreifen des Themas. Dennoch, ein Werk, das Tengis Abuladses Film *„Die Reue"* vergleichbar wäre, steht in der Literatur bisher aus. Ganz junge Autoren, die bereits mit Talent auf den Plan treten, haben keine Rückschau im Sinn, sie widmen sich ihrer heutigen Wirklichkeit, einer tristen, schier ausweglosen Lage.
Die Literatur, die heute entsteht, ist zudem kaum sichtbar. Manuskripte liegen im Stau, denn es gibt zwar theoretisch Literaturzeitschriften und Verlage - auch bereits private Neugründungen, aber die Norm ist, daß nicht gedruckt werden kann - wie denn, wenn es an allem fehlt. Die traditionsreiche Monatszeitschrift *„Ziskari"* (dt. *Aurora*) ist mit ihren Heften etwa ein Jahr im Rückstand. Ich sah statt einer Redaktion nur leere Räume, nicht ein einziges Blatt Papier!
Eine gewisse Konjunktur hat - eine allgemeine Zeiterscheinung - billige Unterhaltungsliteratur, Kitsch und Porno.

Von heutigen Kulturinstitutionen erwähnenswert ist, auch für das an Kontakten interessierte Ausland, das 1990 gegründete „Kaukasische Haus". Es ist hervorgegangen aus dem einstigen, gleichfalls international bekannten und von ausländischen Verlegern und Übersetzern als Kontaktstelle geschätzte „Kollegium für Literaturaustausch", 1974 gegründet und geleitet von dem inzwischen verstorbenen Otar Nodia. Das heutige „Kaukasische Haus" leitet Naira Gelaschwili, Germanistin, Schriftstellerin, Publizistin und eine Zeitlang Beraterin von Eduard Schewardnadse hauptsächlich in Fragen der Beziehungen der Kaukasusvölker. Ihr Buch *„Georgien - ein Paradies in Trümmern"*, 1993 beim Aufbau Verlag in Berlin erschienen, ist eine ausgezeichnete Informationsquelle für alle, die mehr über die Geschichte Georgiens, vor allem über die politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen im Lande, die Probleme um Abchasien und Südossetien eingeschlossen, erfahren wollen.
„Kaukasisches Haus" - das ist ein programmatischer Name. Verständnis für und Verständigung unter den kaukasischen Völkern soll gefördert werden, gehen doch gerade in letzter Zeit wieder - die Konflikte in Abchasien und Südossetien, der Krieg in Tschetschenien zeigen es - scharfe Risse durch die Region. Gelänge es noch, eine religiöse Feindschaft zugunsten politischer Interessen zu entfachen, wäre der Kaukasus vor einer „Balkanisierung" wohl kaum zu retten.
Besinnung auf Toleranz und Gegenseitigkeit im Kaukasus zum Zwecke des eigenen Überlebens, der Stabilisierung im eigenen Lebensraum ist sicherlich ein chancenreiches Gegengewicht - gegen verengende nationalistische Blickwinkel wie auch gegen einseitige und illusionäre Westeuropa-Gläubigkeit.
Das „Kaukasische Haus" mit seinen etwa 50 Wissenschaftlern verfolgt ehrgeizige Pläne, was Publikationen und Veranstaltungen betrifft. Noch fehlt viel praktisch-technisches Zubehör: Papier, Telefon, Computer, Faxgerät etc. Monatsgehälter können nicht gezahlt werden, den Lebensunterhalt muß man auf andere Weise verdienen, z.B. durch Sprachunterricht... Und doch herrscht in dem schönen Altstadtgebäude in der Galaktion-Straße 20 nicht die heute in Tbilissi übliche Mutlosigkeit und Demoralisierung, man trifft sich regelmäßig, plant, bespricht, und Naira reist unermüdlich immer wieder ins Ausland, stellt deutschen und europäischen Gremien ihre Projekte vor und wirbt um Sponsoren. Mit beginnendem Erfolg. Sie ringt auch darum, geistiges Leben vor Ort, zu Hause, mitten im allgemeinen Zusammenbruch neu zu organisieren, sie will Literaten, Künstlern, Wissenschaftlern zu Hause eine Chance geben, denn der Exodus gerade der Bildungsschicht, die für den Wiederaufbau des Landes so wichtig wäre, ist gefährlich für das Land...
Ich habe hier versucht, anhand einiger weniger, aber meist auch deutsch vorhandener Literaturbeispiele (an denen ich als Übersetzerin weitgehend beteiligt bin) ein Stimmungsbild von Georgien zu skizzieren, anzudeuten, was ungeachtet aller Not des Tages unterschwellig, in der Seele vorhanden ist. Im Zusammenbruch ist der Aufbruch zunächst schwer erkennbar, und das Gefühl des Bedrohtseins wie der eigenen Gebrechlichkeit ist heute nicht anders da als 1916, da Galaktion Tabidse das Gedicht schrieb, mit dem ich abschließen möchte:

Die Adler im Horst, sie schliefen

Die Adler im Horst, sie schliefen,
schlummernd auch stand der Eichenhain,
die dunkle Windnacht durchliefen
Schauer von Steinkäuzchenschreien.
Im Horst die Adler, sie schliefen,
nicht schlummert' das arge Geschick,
fernab macht' es Flammen schießen,
und Feuersbrunst wälzte sich dick.
Ereilte den Wald, der knisternd
wie Korn auf dem Herbstfeld brannte.
Im Horst die Adler, sie schliefen
und träumten, Krieg wär im Lande.
Sengend ins Moos der Wege
wie Glasperlenketten Spuren,
nahte das Feuer der Gegend,
wo müde die Adler ruhten.
Da fuhren sie aus dem Schlafe -
„Es brennt!" kreischten sie Entsetzen.
„Es brennt!" hallte es rings alsbald.
„Es brennt!" rief der Wald mit Schmerzen.
Die Schwingen, aus dem Horst gereckt,
erfaßt' das Feuer im Spiele.
Mit Schwingen, die vom Brand beleckt,
wie weit können Adler fliegen?
Zu Boden im Sturzflug nur noch -
wehmütig schaun sie die Lüfte,
erschöpft am Aragwi-Ufer
gehn sie, mit hängenden Flügeln.
„Verwundete Adler sah ich
kämpfen mit Raben und Krähen,
auffliegen wollten die Armen
und konnten doch nicht mal stehen."
(Nachdichtung: Kristiane Lichtenfeld)

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Saarländischen Rundfunks, der den Beitrag im Mai 1995 gesendet hat.

Nelleke van Maaren:

Literarisches Übersetzen in den Niederlanden

Die *literarischen* Übersetzer sind in den Niederlanden (fast alle) in einer Unterabteilung des Schriftstellerverbands (VVL) organisiert. Insgesamt hat dieser Schriftstellerverband (Schriftsteller und Übersetzer) heute ca. 1000 Mitglieder, der Mitgliedsbeitrag beträgt 360,- Gulden (ca. 315 DM) pro Jahr. Der Verband ist nicht gerade reich, er besitzt z.B. keine Streikkasse, bietet aber seinen Mitgliedern kostenlose Rechtsberatung, Rechtsschutz und Hilfe bei Vertragsverhandlungen.
Erst seit Ende der sechziger Jahre sind die literarischen Übersetzer, nach zehnjährigem, gemeinsam mit den Schriftstellern geführtem Kampf, offiziell als Autoren anerkannt. Das hört sich ziemlich lächerlich an, denn das Gesetz, das sich auf das intellektuelle Eigentum bezieht und auch für Übersetzer gilt, ist natürlich viel älter. Bis zu diesem Zeitpunkt war es aber einfach nicht üblich, Übersetzer als eigenständige kreative Geister mit bestimmten moralischen und ökonomischen Rechten zu betrachten. Diese Anerkennung hieß nicht nur, daß die Übersetzer seitdem auch tatsächlich Urheberrechte haben, d.h. mit den Verlegern Verträge abschließen und sich ihnen gegenüber in einer analogen Position befinden wie Autoren eines Originalwerks. Sie haben auch Zugang zu den staatlichen Subventions-

regelungen für Literatur bekommen.
Die niederländischen Übersetzer beziehen ihr Einkommen aus unterschiedlichen Quellen:

1. Das Verlagshonorar
Seit 1977 gibt es einen Normvertrag zwischen dem Verband der Verleger (KNUB) und dem Schriftstellerverband (VVL).
Normvertrag: Der Normvertrag wird jährlich zwischen Delegationen von KNUB und VVL (also nicht nur Übersetzern) ausgehandelt und vereinbart außer einem Mindesttarif (derzeit 10,2 Cent pro Wort, d.h. etwa 9,2 Pfennig bzw. 27,50 DM pro Normseite), der als Vorschuß für die ersten 5.000 Exemplare gezahlt wird, auch eine Urheberentschädigung für weitere Exemplare (Hardcover und Paperback 2%, billige Taschenbücher mit einer Auflage über 8.000 Exemplaren 1%), für andere Rechte wie Vorpublikationen in Zeitschriften etc., die Zahl der Belegexemplare etc.
Fast alle Verleger, und ganz bestimmt die größeren, halten den Normvertrag ein. Schwierigkeiten gibt es eigentlich nur bei Kinderbüchern und „borderline cases" wie Thrillern, Krimis und Science Fiction. Der Grund dafür liegt in bestimmten Subventionsregeln (s.u.).
Übrigens hat der Verlegerverband außer Überredung und internem Tadel keine wirklichen Druckmittel, seine Mitglieder zu zwingen, den Normvertrag zu benutzen, ebensowenig wie der VVL seinen Mitgliedern vorschreiben kann, nicht unter dem Normtarif zu arbeiten. Aber glücklicherweise erkennen die meisten Verleger und Übersetzer ihr Eigeninteresse sehr wohl.

2. Subventionen
Alle staatlichen Subventionen für Literatur werden von einer offiziellen, aber unabhängigen Organisation namens „Fonds voor de Letteren" verteilt, der vor etwa 30 Jahren vom Schriftstellerverband gegründet wurde. Die Vorstandsmitglieder des Fonds sind zum größten Teil Schriftsteller und Übersetzer. Der Fonds trifft alle Entscheidungen über die Subventionen unabhängig, die Gesamthöhe der Subventionen wird jedoch alljährlich als Pauschalbetrag vom Kulturministerium festgelegt (1994 ca 8 Mill. Gulden, d.h. ca. 7,2 Mill. DM). Es gibt zwei wichtige Typen von Subventionen für Übersetzer.
Erstens ein *Supplement-Honorar*. Jeder Übersetzer kann jedes Jahr im April seine literarischen Übersetzungen, die im Vorjahr publiziert wurden, einsenden und ein „Supplement-Honorar" beantragen. Sie werden von einer vom Fonds zusammengestellten (und jedes Jahr wechselnden) Kommission, die aus „angesehenen Kollegen" besteht, beurteilt - und zwar nach dem literarischen Wert des Originaltexts und der Übersetzung. Also für Übersetzungen aus dem Französischen drei renommierte Französisch-Übersetzer, für Deutsch, für Englisch etc. analog. Für ganz exotische Sprachen wird ein Sachverständigen-Gutachten eingeholt, Lyrik wird separat beurteilt von einer „Dichter-Kommission", die auch holländische Originallyrik beurteilt. Im allgemeinen wird ein Drittel bis ein Viertel der Einsendungen abgewiesen. Die akzeptierten Antragsteller erhalten ein Zusatzhonorar, das von Jahr zu Jahr ein bißchen schwankt, weil es von der absoluten Zahl der Titel und dem Umfang der vorgelegten Bücher abhängig und das Gesamtbudget eine fixe Summe ist, die man sich nun einmal teilen muß. Dieses Jahr waren es 6,2 Cent pro Wort - also 60% extra. Man kann die Gutachten einsehen und gegen eine Entscheidung der Kommission übrigens Berufung einlegen, wenn man meint, es ist wirklich nachweisbar ungerecht entschieden worden.
Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß der Übersetzer, um überhaupt für ein Zusatzhonorar in Betracht zu kommen, unbedingt einen Normvertrag mit dem Verleger haben muß. Und gerade deswegen gibt es bei der Verwendung des Normvertrags so wenig Probleme - beiden Parteien ist geholfen: die Verleger zahlen weniger als sie eigentlich müßten, weil die Übersetzer meist ein Zusatzhonorar bekommen, und die Übersetzer sind natürlich sehr darauf aus, einen Normvertrag zu bekommen. Und das erklärt auch die Probleme, die mit Kinderbüchern, Thrillern etc. auftreten - diese werden wenig oder gar nicht subventioniert. Daß die Einführung des Normvertrags eigentlich keine großen Schwierigkeiten gemacht hat, ist ganz gewiß dem „Fonds voor de Letteren" zu verdanken.
Gegen eine Beurteilung von Kollegen durch Kollegen können natürlich Bedenken bestehen - deswegen wechseln die Beurteilungsgremien auch so häufig wie möglich. Jeder professionelle Übersetzer mit einem gewissen Renommee muß sich etwa alle drei, vier Jahre an diese - sehr schlecht bezahlte - Arbeit setzen (er darf die Bücher behalten), da ihm auch bewußt ist, daß Andere es in den dazwischenliegenden Jahren für ihn getan haben. Und ob eine Beurteilung durch Beamte eines Ministeriums oder Akademiker vorzuziehen wäre, ist noch sehr die Frage.
Zweitens ein *Arbeitsstipendium*. Arbeitsstipendien sind schwerer zu bekommen. Sie sind der Übersetzung wichtiger literatischer Texte mit höherem Schwierigkeitsgrad als normal vorbehalten - Texten also, für die man mehr Zeit braucht, weil Recherchen etc. nötig sind. Nur Übersetzer, die schon zwei literarische Übersetzungen, natürlich von hoher Qualität, publiziert haben, können einmal pro Jahr ein Arbeitsstipendium beantragen. Die Stipendien werden in „Monatseinheiten" berechnet, und eine „Monatseinheit" heißt in diesem Jahr konkret 3.900 Gulden. Wieviele Monatseinheiten man beantragen kann, hängt von dem Projekt ab, das man (samt Normvertrag mit einem Verlag) vorlegt. Klar ist, daß für *A la recherche du temps perdu* mehr Monatseinheiten beantragt werden können als für *L'Etranger*, um nur zwei Extreme zu nennen. Die Stipendien sind im Grunde als Kompensation für die erforderliche „Mehrzeit" gedacht und schwanken zwischen einem und acht Monaten. Acht ist sehr ungewöhnlich, ich kenne sehr wenige Übersetzer, die soviel bekommen haben. Die übliche Unterstützung liegt bei zwei-drei Monatseinheiten (pro Jahr). Die Beurteilung findet durch eine Kommission statt, die aus Fonds-Vorstandsmitgliedern besteht.
Ein Problem ist, daß die Stipendien für junge Übersetzer schwer zugänglich sind. Es dauert meist einige Jahre, ehe man zwei Bücher publiziert hat.

3. Bibliotheksgroschen
Das System des Bibliotheksgroschens ist im Moment in einer grundlegenden Umwälzung begriffen. Bisher war es eine Art Subvention, eine fixe Summe von 10 Millionen Gulden pro Jahr, zu verteilen nach der Anzahl der Ausleihen. Es gibt eine Obergrenze von 10.000 Gulden, die leider noch nie von einem literarischen Übersetzer erreicht wurde, und (soweit ich weiß) auch kaum von literarischen Schriftstellern. Die Verteilung zwischen Verleger und Autor/en ist 30%-70%. Nächstes Jahr wird erstmals ein urheberrechtliches System ohne Obergrenze in kraft gesetzt. Über die genaue Höhe der Entschädigung wird noch gestritten - sie wird voraussichtlich irgendwo zwischen 10 und 20 Cent pro Ausleihe liegen. Für literarische Übersetzer sind die Bibliotheksgroschen angenehm, aber im allgemeinen nicht sehr wichtig. Das meiste Geld fließt den Sachbuch-, Thriller- und Kinderbuchautoren zu. Auch unter einem urheberrechtlichen System wird das wahrscheinlich so bleiben. Ab 1997 wird die „Bibliothekstantieme" von der Verwertungsgesellschaft LIRA verwertet werden, zumindest der Autorenanteil (70%).

4. Verwertungsgesellschaften
Es gibt zwei Verwertungsgesellschaften:
1) LIRA, eine vom VVL gegründete Gesellschaft, die bis jetzt vornehmlich die Kabelrechte von Autoren verwertet und die Einnahmen an sie ausschüttet. Ab 1997 wird sie voraussichtlich auch für die Ausleihe in Bibliotheken Gelder einnehmen und an die Urheber ausschütten. Der Vorstand wird vom Schriftstellerverband gerwählt; es gibt auch zwei Plätze für Schriftsteller, die nicht in einem Verband organisiert sind. Die Gesamt-Ausschüttung beträgt bislang nur 6 Millionen Gulden im Jahr, geht aber großenteils an scriptwriters, wie es bei Kabelrechten für Fernsehen und Radio naheliegt. Bisher fließt den Übersetzern nur wenig zu. 1997 wird sich die Ausschüttungs-

summe vervielfachen, da die Bibliothekstantieme dazukommt; die wird die Ausschüttung für Übersetzer natürlich viel wichtiger. 10% der Einnahmen von LIRA werden für soziale und kulturelle Zwecke verwandt.
2) Die Stiftung Reprorecht verwertet Kopierrechte im allgemeinen (Wissenschaft, Presse, Schulen etc.). Für Autoren sind die Einnahmen aus dieser Quelle gering. Zum einen wird außer Lyrik nicht sehr viel kopiert, außerdem gibt es noch keine Entscheidung über die Behandlung der Bibliotheken (wo z. B. Lyrik kopiert wird).

INTERNET FÜR ÜBERSETZER

Unser Kollege **Reinhard Kaiser** ist bei den Recherchen für sein Buch *„Literarische Spaziergänge im Internet. Bücher und Bibliotheken online"* auf eine für Übersetzer nützliche Web-Seite gestoßen, deren Anschrift er hier mitteilt.

red.

Aquarius. Übersetzer- und Dolmetscherverzeichnis

Ein internationales, in Amsterdam koordiniertes, Namens- und Adressenverzeichnis, das nach Ausgangssprache, Zielsprache, Spezialgebieten und Wohnort der Übersetzer abfragbar ist. Von der Homepage ist ein Formular erreichbar, mit dem sich jeder in die Kartei eintragen kann. Die Benutzung ist kostenlos, Spenden sind willkommen.

http://www.xs4all.nl~jumanl/

AUSSCHREIBUNG

Zuger Übersetzer-Stipendium 1997

Der Verein ZusammenZug vergibt im Rahmen der **Dialogwerkstatt Zug** das **Zuger Übersetzer-Stipendium 1997**. Das Übersetzer-Stipendium von SFr. 40.000,- soll die professionelle Übersetzung eines literarisch und kulturell bedeutenden Werkes in die deutsche Sprache ermöglichen. Über die Vergabe des Stipendiums entscheidet eine Fachjury. Antragsberechtigt sind Übersetzerinnen und Übersetzer; welche die Übertragung eines belletristischen Werkes planen. Von den Bewerberns sollten bereits Übersetzungen in Buchform vorliegen.
Die Bewerbungsunterlagen können bis 15. Dezember 1996 angefordert werden von ZusammenZug, J. Scheuzger, Postfach 1012, CH-6301 Zug.

BÜCHER FÜR ÜBERSETZER

Ein Wörterbuch als Nachschlagewerk und Schmöker

Ob das wohl der Beginn einer Romanze sein könnte? : Nicht aufhören wollen. Herzklopfen beim Einfall: "Ach ja... neulich...". Das nächste Mal ersehnen und jeden noch so unsinnigen Vorwand nutzen, um es so bald wie möglich, egal mit welchen Mitteln, herbeizuführen. Anregung, Aufregung, Unruhe. Und eigentlich ist es alles ein wenig verrückt.
Es geht um Sprache, um Deutsch und um Englisch und deren Interaktion. Es geht darum, daß etwas um uns ist, uns begleitet und umgibt, von dem man zwar weiß, aber es eigentlich noch nicht so genau angeschaut hat. Nicht zuletzt also geht es um die Sichtbarmachung dessen, was wir nur peripher wahrzunehmen gewohnt sind.
Die Rede ist von einem Wörterbuch. Die drei Bände des Anglizismen-Wörterbuches (im folgenden AWb), begonnen vom Paderborner Linguisten Prof. Dr. Dr. h.c. Broder Carstensen, von Dr. Ulrich Busse unter späterer Mitarbeit von Regina Schmude nach dessen Tod zuende gebracht, erschienen in der Zeit zwischen 1993 und diesem Jahr im de Gruyter-Verlag, Berlin. Das Werk ist auf der Basis eines in jahrzehntelanger Sammelarbeit erstellten Korpus von mehr als 100.000 Belegen aus deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften wie auch aus der Literatur erarbeitet worden und führt die gegenwärtig häufigsten Anglizismen (worunter Britizismen, Amerikanismen und Kanadismen zu verstehen sind) der deutschen Sprache.
Daß diese als fester Bestandteil der deutschen Sprache gelten, ist ein Gemeinplatz, und direkt ins Deutsche entlehnte Lexeme wie *Highlight, Globetrotter, Stuntman* oder das kürzlich Berühmtheit erlangende *Golden Goal*, neben Phraseologismen wie *Big Brother is watching you* oder Wortbildungselementen wie *-ical* oder *Mini-*, bedürfen wahrhaftig nicht mehr der Hervorhebung. Wohl aber - und hier liegt eine der vielen begeisternden Stärken des AWb - der diachronen wie synchronen Betrachtung. Die lexikographische Struktur der Artikel dieses Wörterbuches, die an Genauigkeit und Vielfalt der Blickwinkel, aus denen heraus die Lemmata betrachtet werden, wohl nichts zu wünschen übrig läßt, ist bestechend. Bleiben wir beim oben schon angeführten "Sensationsdarsteller". Das Lemma wird in allen Schreibvarianten mit deutscher Aussprache und grammatischen Angaben (interessant bspw. die Pluralbildung sowohl anglisiert: *Stuntmen* als auch eingedeutscht: *Stuntmänner*) gesetzt, um dann geographisch, zeitlich, pragmatisch und nach Häufigkeit markiert und mit einer lexikographischen Definition versehen zu werden - so weit so gute althergebrachte Praxis der Bereitstellung linguistischer Basisinformationen. Lexikalische Eigenwege des Deutschen, wie die. andernorts "Scheinentlehnungen" genannten Veränderungen von Integraten (als Beispiel: engl. Abk. von professional: *pro* wird zum deutschen 'Profi') werden sowohl in der deutschen Form wie auch der ursprünglichen englischen Form aufgeführt. Die Nennung von Synonymen, Angabe der englischen Aussprache, Aufführung von Komposita, Ableitungen und movierten Formen, die Verfügbarmachung sonstiger Informationen zum Lemma bzw. Verweise auf andere sprechen ebenfalls für die große Sorgfalt, mit der das AWb erstellt wurde und stellen den Nährboden für oben geschilderte Leidenschaft dar. Für sprachhistorisch Interessierte geht es dann erst richtig los: nach dem Erstbeleg im Paderborner Korpus (hier 1968) wird die Erstbuchung in deutschen Wörterbüchern genannt; so kennt der Fremdwörterduden bereits 1960 unseren Begriff, den die Süddeutsche Zeitung noch 1981 liebevoll erläutert. Das ist der chronologisch geordneten Belegsammlung zu entnehmen, die auch auf in Wortform, Bedeutung etc. abweichende Belege eingeht. Unter den abtrennenden drei Sternchen werden mithin die intellektuellen und literarischen *Stuntmen* (nein, hier leider keine *Stuntgirls*) geführt. Außer der Belegsammlung finden sich Angaben zu weiterer Literatur, die in einer sechzigseitigen Bibliographie im ersten Band zusammengefaßt ist. Ein 38seitiges Verzeichnis der Primärquellen schließt den dritten Band ab und ergänzt damit die im ersten Band aufgeführten benutzten Wörterbücher, Enzyklopädien und Nachschlagewerke.

Neben den direkt entlehnten Lexemen wird auch das sogenannte "innere" deutsche Lehngut geführt: nach englischem Vorbild entstandene Wörter. Wenn wir es beim "Goldenen Handschlag" noch ahnten, daß es sich um die Eindeutschung der *Golden Handshake* genannten Manager-Abfindung dreht, so werden uns bei ganz und gar heimatlich klingenden Begriffen angelsächsische Ursprünge vorgestellt: für die "Wegwerfgesellschaft" die *throwaway society*; "Überflußgesellschaft" wird auf den Titel von John Kenneth Galbraiths Buch *The Affluent Society* von 1958 zurückgeführt (an dieser Stelle dann doch ein *monitum*: ich wüßte gerne, **wer** der Übersetzer von Galbraith war - schließlich ist er/sie wohl dafür verantwortlich, daß wir diesen Begriff seit 1959 verwenden und hätte wohl eine Nennung verdient); und beim Bau "auf der grünen Wiese" stand die *greenfield site* Pate.

Natürlich ist die Fähigkeit dieses Nachschlagewerkes, den Leser durch derartige Überraschungen zu fesseln, einer der Begeisterungsgründe, aber das liegt schließlich auch ein wenig in der Natur der Sache begründet: Es ist einfach aufregend, wenn aufgezeigt wird, wo sich die Grenzen zwischen zwei Sprachen zu verwischen beginnen. Daß in der methodischen Aufbereitung ausreichend Raum für möglichst vielfältige Information

gelassen wurde, entspricht der Überzeugung der Autoren, "daß jegliche Information, die für ein im Deutschen verwendetes Lexem gilt, für ein Wörterbuch wie das *AWb* wichtig und für den Benutzer interessant sein kann." (S. 27* der Einleitung) und kann gar nicht dankbar genug gewürdigt werden.

Doch will man - auf metalexikographischer Ebene - der hier gebündelten Darstellung von Phänomenen des Sprachwandels und des Sprachkontakts den Vorrang geben vor der so sorgfältigen Definition der Stellung von Anglizismen innerhalb eines Wortfeldes und der Darlegung, welchen pragmatischen Besonderheiten ihre Verwendung unterliegen. Denn dieses Buch ist mehr als ein bloßes Nachschlagewerk für Transferenzlinguisten; es ist gleichzeitig ein Dokument der (wohlgemerkt schriftlichen und vorrangig aus Presseorganen belegten) deutschen Sprache der Gegenwart im internationalen Kontext.
Das führt allerdings zu einem methodischen Problem insofern, als es explizit nur die nach 1945 in die deutsche Sprache entlehnten Anglizismen führen will. Methodisch nachvollziehbar ist ein solcher zeitlicher Schnitt durchaus, der zum einen politisch, zum anderen "gewohnheitsrechtlich" motiviert wird: Was vor 1945 entlehnt war, ist heute schon längst ins Deutsche integriert und kann mithin als deutsches Wort gelten. "Ja, aber", findet man gleich was zu kritteln: -*Sex* ist nach 1945 (als Wort) in den deutschsprachigen Raum entlehnt worden, und fassen wir das noch als Lehnwort auf? Eigentlich doch wohl nein, und dennoch ist es im AWb aufgeführt. Und umgekehrt: was ist mit den Lehnwörtern, die vielleicht schon ewig im deutschen Wortschatz aufzufinden sind, aber nach 1945 produktiv geworden sind und neu kollokieren? (Als Beispiel nennen die Autoren selbst den um 1909 noch ganz harmlosen, nur schwach erotisch getönten Flirt, definiert bei Dunger als *Kokettieren der jungen Welt*, der im Laufe der Nachkriegszeit im Deutschen in wesentlich konkretere Formen mündete - eine Entwicklung, die er im Englischen übrigens substantivisch nur als flirtation durchmachte; im verbum blieb der Aspekt des koketten Spielens mit erotischen Möglichkeiten erhalten). Glücklicherweise wurden im AWb derartige Grenzfälle eher aufgenommen als gestrichen, wie es auch im Falle der Exotismen ist (gemeint sind Zitatwörter nach dem Muster Bailiff, die einen nur im anderen Sprachraum existierenden Sachverhalt benennen). Auch werden problematische Anglizismen und solche, die von einer dritten Sprache über das Englische übernommen wurden (Beispiel *ketchup*, malayisch *kechap*), ausführlich behandelt, und wenn auch in manchen Fällen der Eintrag als Diskussionsgrundlage und nicht als abschließende Dokumentation gelten sollte, so ist hier ein erster Weg geebnet.

Das AWb steht zwischen zwei, vielleicht sogar noch mehr, Regalbrettern, ist es doch ein deutschsprachiges Wörterbuch, das sich intensiv mit einer zweiten Sprache beschäftigt, ohne dadurch zu einem zweisprachigen Wörterbuch zu werden. Aus diesem Grunde findet man auch (leider, aber es ist einzusehen, daß sonst der Rahmen gesprengt würde) keine etymologischen Erläuterungen zu den englischen Ausgangs-Lexemen in deren sprachlichem Umfeld; allerdings kann man - dies sei zum Trost gesagt - auf die angegebenen englischen Quellen rekurrieren. Es ist - und wenn man Gründe fürs eigene Liebesleuchten benennen soll, verfällt man doch immer wieder ins 'Irgendwie' - wohl gerade diese Stellung auf der Grenze und die daraus resultierende Mittlerfunktion des AWb, die es einen recht bald vom Nachschlagewerk zum Schmöker umwidmen läßt.

Broder Carstensen und Ulrich Busse unter Mitarbeit von Regina Schmude: Anglizismen-Wörterbuch. Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945. 3 Bände. Walter de Gruyter Verlag Berlin / New York. 1993 - 1996. DM 227.- für den ersten, DM 238.- für den zweiten und DM 284.- für den dritten Band.

Carmen v. Samson-Himmelstjerna

Thomas Reschke

HÜHNERGOTT

Geschichte einer DDR-deutschen Vokabel

Oft kommt es nicht vor, daß ein Übersetzer zum Schöpfer eines neuen Wortes wird. In diesem Falle ist das Verdienst geringfügig: Das russische „*kuriny bog*" läßt sich nicht anders übersetzen als mit „*Hühnergott*". So der Titel einer rührenden Liebesgeschichte von Jewgeni Jewtuschenko, die 1966 in der Bunten Reihe des Ost-Berliner Verlags Volk und Welt erschien (und in den folgenden Jahren in einem halben Dutzend ost- und westdeutscher Sammelbände nachgedruckt wurde).
Die Erzählung spielt in einem Sommer auf der Krim, wo die Urlauber im Strandgeröll nach von Natur durchlöcherten Steinchen suchen, um sie dann als Glücksbringer an einer Schnur um den Hals zu tragen. Der Aberglaube beruht auf einer Vorstellung des - von Stalin deportierten - Volks der Krimtataren, die solche Steinchen an die Hühnerstangen hängten, um das Federvieh zu verstärkter Legeleistung anzuspornen.
Das Büchlein, eine echte Urlaubslektüre, mag damals viel von Ostsee-Sommerfrischlern gelesen worden sein, denn der Übersetzer (meine Wenigkeit) bekam über Jahre hinweg immer wieder durchlöcherte Ostseesteinchen mitgebracht oder zugeschickt. In den siebziger und achtziger Jahren gab es kaum einen DDR-Deutschen, der nicht wußte, was ein Hühnergott ist. Dem schmunzelnden Übersetzer, den gleichwohl Zweifel plagten, wurden diese durch zwei Umstände genommen: Die verdienstvolle und doch nach der Wende untergegangene DDR-Zeitschrift „*Sprachpflege*" beantwortete eine Leseranfrage nach der Herkunft des Wortes „*Hühnergott*" mit einem Hinweis auf die Jewtuschenko-Erzählung, und eigene Recherchen in allen nur erreichbaren Nachschlagewerken (bis hin zum „*Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*") blieben ohne Erfolg. Das Wort war nirgends verzeichnet.
1985 erschien die 18. Neubearbeitung des Großen (DDR-) Dudens. Darin fand sich erstmals folgender Eintrag: „*Hühnergott, Pl. ...götter (Lochstein als Amulett)*". Der Übersetzer vermerkte für sich, daß ein Wort von seiner Entstehung bis zu seiner Kanonisierung (Dudeneintrag) neunzehn Jahre benötigt.
Aber die Freude hielt man grade 5 Jahre vor. Nach der -freudig begrüßten - Wende wurde mit viel Reklamegetöse der erste gesamtdeutsche Duden angekündigt. Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß der „*Hühnergott*" das Schicksal des grünen Abbiegepfeils teilte. Woher sollten auch die Mitglieder der Mannheimer Dudenredaktion wissen, was ein „*Hühnergott*" ist?

DER ÜBERSETZER erscheint vierteljährlich. Einzelpreis DM 6.–, Jahresabo DM 20,– zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstr. 15, 70174 Stuttgart. Verantwortlich: Burkhart Kroeber, Hohenzollernstraße 83, 80796 München. Redaktion: Silvia Morawetz, Im Kreuzgewann 4, 69181 Leimen; Renate Orth-Guttmann, Sachsenhäuser Landwehrweg 82, 60599 Frankfurt; Denis Scheck, Südwall 18, 47638 Straelen. Herstellung: Michael Georgi. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: SATZSPIEGEL, Joseph A. Smith, Untere Straße 25, 37120 Bovenden.